

Zurück zum Wohnen in der Stadt

Der „Rosenpark“ in Vaihingen von Léon, Wohlhage, Wernik

Von Amber Sayah

Das Häuschen im Grünen – das ist und bleibt das Wohnideal des Homo teutonicus. Da sitzt er dann in seiner Neubausiedlung jottwede, ohne Supermarkt, ohne öffentlichen Nahverkehr, ohne zu Fuß erreichbare Schule, nur der Nachbar wohnt so dicht dran, dass man sich gegenseitig in die Suppe spucken könnte, und zur Arbeit hat er es so weit, dass er jeden Morgen um halb sechs losrasen muss. Macht nichts, Hauptsache, die Kinder haben die gute Luft auf dem Land. Und dieser Irrsinn, der den Großstädten seit Jahrzehnten Einwohnerverluste beschert und die Umwelt durch Flächenfraß und Abgase zerstört, wird auch noch steuerlich begünstigt.

Schuld an der Stadtfucht sind aber auch die hohen Grundstückspreise und teuren Mieten in den Metropolen. Insofern – jedoch nur insofern – ist die neue Wohnanlage Rosenpark in Stuttgart-Vaihingen kein zukunfts-taugliches Modell für städtisches Wohnen. Junge Familien mit geringerem Einkommen sind nicht gerade die Zielgruppe, sondern Leute aus der oberen Mittelschicht, die sich ihren Wohnkomfort etwas kosten lassen können und die Annehmlichkeiten städtischer Infrastrukturen zu schätzen wissen. Da diese Gruppe aber wächst, besteht die Hoffnung, dass das in Misskredit geratene Wohnen in der Stadt künftig wieder an Attraktivität gewinnt. Wenn es dann auch noch ein Quartier architektonisch so aufwertet wie in Vaihingen, dann profitiert nicht nur der einzelne Bewohner, sondern auch die Stadt davon.

In urbanen Strukturen denken

Der Rosenpark ist Teil des ehemaligen Schwabenbräu-Areals, das der Stuttgarter Investor Rudi Häussler seit 2004 zur neuen Ortsmitte des zweitgrößten Stuttgarter Stadtteils umgewandelt hat. Neben der „Schwabengalerie“ mit Einkaufszentrum und Bürgerforum sowie dem Schulungsgebäude von Daimler-Chrysler auf dem Gelände vis-à-vis, wo vormals Vaihinger Fruchtsäfte abgefüllt wurden, ist jetzt als dritter Bauabschnitt die Anlage mit 105 Wohnungen zwischen 40 und 200 Quadratmetern dazugekommen.

Geplant wurden die Stadthäuser von den Architekten der Schwabengalerie, den Berlinern Léon, Wohlhage, Wernik, die hier wie dort ihre größte Stärke im Wettbewerb siegreich einsetzen konnten: in urbanen Struktu-



Mediterranes Flair auf den Fildern: Brücken und Innenhöfe gliedern die Wohnanlage „Rosenpark“ in Vaihingen.

Foto Uwe Ditz

ren zu denken. Das Raumprogramm, verbunden mit dem Wettbewerbsauftrag, eine Wohnanlage mit hochwertigen Eigentumswohnungen und hohem Sicherheitsstandard zu entwerfen, gliederten sie in vier größere, um leicht erhöhte Innenhöfe gruppierte Einheiten, die dem Quartier Überschaubarkeit, Identität und Intimität verleihen.

„Geschlossen“ werden die Einheiten jeweils durch lange Brücken im dritten Obergeschoss, die einerseits als monumentale Tore wirken, andererseits Durchblicke und Perspektiven zu den anderen Höfen und zur Umgebung schaffen. Trotz ihrer kompakten, körperhaften, kubischen Formen – noch einem Kennzeichen des Büros Léon, Wohlhage, Wernik – bleibt die Masse der Häuser transparent, kommt in der Anlage kein Gefühl von Beengung auf. Ob das „mediterrane“ Weiß, das der Bauherr wollte, wirklich schöner ist als die von den Architekten favorisierte farbige Fassung der Höfe, bleibt Geschmackssache. Hilde Léon weiß aus Erfahrung, dass es „keinen Sinn hat, Farben zu diskutieren“.

Vermeiden wurde auch der Eindruck einer wehrhaft sich nach außen abschottenden

Bebauung oder gar der Hermetik einer „gated community“. Die Wege, die durch den Rosenpark führen, sind öffentlich und für jedermann begehbar, dennoch ist die Privatheit unübersehbar, wenn auch mit subtileren Mitteln hergestellt als verriegelten Gittern und Wachdiensten. Sicherheit funktioniert hier nach den Regeln der sozialen Kontrolle und der architektonischen Räume wie beispielsweise den granitgeplasterten Wegen, den erhöhten, unterschiedlich beplanten Innenhöfen, den ebenfalls höher gelegenen Gärten und Terrassen, der halbhohen Mauer, die den Komplex zur Bahnhofseite abgrenzt, und nicht zuletzt der Außenbeleuchtung, die von den Designern des Berliner Büros Lichtkunst entwickelt wurde.

Alles, was man braucht zum Leben

Einkaufen, Freizeit, Kultur, Rathaus, S- und U-Bahn, all das haben die Bewohner des Rosenparks in Reichweite. Zur Gunst der Lage kommt aber noch die Natur hinzu: Filigrane Rankgitter an den Fassaden bereiten sich auf einen üppigen Kletterrosen-

bewuchs vor. Auch liegen ganz in der Nähe das Naturschutzgebiet Rosental mitsamt Vaihinger Feuersee, dem die Anlage ihren Namen verdankt, und vor dem Wohnquartier hat der Bauherr den früher verdolten Sindelbach renaturieren lassen (was die Stadt jenseits der Straße fortsetzen will), sodass sich die Bezeichnung Park in dem zu Euphemismen neigenden Investorendeutsch hier ausnahmsweise als passend erweist. Der Slogan „Städtisches Wohnen im Grünen“, mit dem für den Rosenpark geworben wird, verspricht nicht zu viel.

Neu erfinden wollten die Architekten das Wohnen in Vaihingen allerdings nicht schon wieder. Hochwertigkeit der Materialien, Sorgfalt der Details, von zwei Seiten belichtete Räume, fließende Grundrisse und großzügig bemessene Raumhöhen verstehen sich in einer Anlage dieser Preisklasse fast von selbst. Ansonsten scheinen Léon, Wohlhage, Wernik schlicht ein altes Erfolgsrezept von Ludwig Mies van der Rohe beherzigt zu haben: „Mach die Bude groß genug, dann kannst du hin- und herlaufen, nicht nur in einer vorgezeichneten Bewegung...“

Wenn die Band lebt wie ein Tier

Zum Abschluss der Jazztage

Von Ulrich Kriest

Zum Abschluss der 22. Internationalen Theaterhaus-Jazztage am Ostermontag standen noch einmal zwei Bandprojekte auf der Bühne, die exemplarisch für unterschiedliche Richtungen des aktuellen Jazz stehen mögen. Nik Bärtsch's Ronin, ein Quintett um den Zürcher Pianisten Bärtsch, präsentierte seine Ritual Groove Music fulminant als multimediales Gesamtkunstwerk. Obwohl die Musiker recht jung sind, haben sie bereits einen ganz eigenen Sound und einen perfekt dazu passenden Auftrittsrhythmus gefunden. Inspiriert von der Minimal Music, schichtet die Band rhythmische Patterns, die repetitiv leicht variiert werden, um wahlweise in fast schon rockige Passagen oder in Dekonstruktion zu münden. Durch die originelle Instrumentierung – Piano und Keyboard, Schlagzeug, Bass, Perkussion, Bass- und Kontrabass-Klarinette – und eine fantasievolle Spielweise gelingt es Ronin dabei immer wieder, die Basslinien oder die Perkussion zu verdoppeln oder zu verdreifachen, was zu Trance-Grooves führt, die manchmal an Soft Machine, an Brian Eno oder die Postrock-Tortoise erinnern.

In den Linernotes zum von der Kritik bejubelten Album „Stoa“ schreibt Bärtsch: „Eine Band soll zum integralen Organismus reifen – dann lebt sie wie ein Tier, ein Biotop, ein urbaner Raum.“ Ronin, so Bärtsch weiter, lebe durch die Lust am Rasonieren durch Resonieren. Wie sich dieses eigenwillige Konzept, unterstützt durch Lichtdramaturgie und Live-Abmischung, im Falle des Gelingens anhören kann, das wusste ein spürbar beeindrucktes Publikum zu begeistern. Nach Depart, OM, em und Erika Stucky sorgte Ronin nach fünf aufregenden Festivalabenden für einen weiteren Glanzpunkt.

Zum Abschluss führte die Schweizer Schlagzeuglegende Pierre Favre, die im Juni ihren siebzigsten Geburtstag feiern wird, ihr junges Ensemble in weniger aufgewühlte Gewässer und kokettierte mit alter Musik. Solistische Akzente setzten der Tubist Michel Godard, der Saxofonist Frank Kroll und die Harfenistin Helene Breschand, wobei die oft wiederholten Unisono-Passagen auf Dauer eine gewisse kompositorische Schwäche ahnen ließen. Doch auch weniger spannende Darbietungen und eine im Vergleich zum Vorjahr geringere Publikumsresonanz sollten nicht davon ablenken, dass das mutige Konzept der Theaterhaus-Programmmanager Werner Schretzmeier und Wolfgang Marmulla Zukunft hat. Statt nur ein weiteres willfähriges Glied in der Wertungskette der Musikindustrie zu sein, setzt man auf Jugend und Neugier. Die Oster-Jazztage sind rasant zu einem internationalen Laboratorium des innovativen Jazz geworden.

KULTURBEUTEL

Musiker Mirko Kelemen ausgezeichnet

Der deutsch-kroatische Komponist Mirko Kelemen, in Stuttgart lebend und Professor an der Musikhochschule, wird am 26. April in Zagreb den Kulturpreis Europa 2007 entgegennehmen. Der Verein Kultur-Forum Europa will damit Kelemens Verdienste „als Kulturbotschafter zwischen Ost und West würdigen, der nationalen Grenzen und kulturhistorischen Barrieren überwindet und gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge in Europa und der Welt verdeutlicht“.

Vortrag über amerikanische Literatur

„How it feels to be colored me“ ist der Vortrag in englischer Sprache von Maude Hines um 19.30 Uhr im Deutsch-Amerikanischen Zentrum, Charlottenplatz 17, überschrieben, mit dem sie Mythen der ethnischen Grenzüberschreitung in der amerikanischen Literatur aufdecken will. Unter anderem wird sie auch die Stereotypen von Schwarz und Weiß hinterfragen.

Das Haus als lebende und soziale Skulptur

Mario Ohno und Anna Kinzler suchen in den Reinsburghallen nach Alternativen zum konventionellen Kulturbetrieb

Von Inge Bäuerle

Es gibt Essen. Aus den weißen Porzellantellern dampft es verführerisch, und auf den Tellerrändern steht in Druckbuchstaben „Wissen Sie, was inkommensurable Größen sind?“ In den Reinsburghallen, dem Reich von Mario Ohno und seiner Partnerin Anna Kinzler, begegnet man Kunst anders, als man es aus Galerien oder Museen kennt: Anfassen ist erwünscht. Die zwei Künstler – er ist Dozent für Bildhauerei und performatives Handeln an der Freien Kunstakademie Nürtingen, sie hat dort studiert – hauchen seit vergangener Dezember dem Hinterhof-Klinkerbau einer ehemaligen Schmiede im Stuttgarter Westen neues Leben ein.

Anna Kinzler und Mario Ohno wollen den Gebäudekomplex in ein „Lebenskunstwerk“ transformieren. Sie verwischen die Grenzen von öffentlicher und privater Sphäre und nutzen ihre Räume als Atelier, Galerie, kulina-

rischen Salon, Bühne, Kino, als Ort für Konzerte, Lesungen oder Partys – und nicht zuletzt als Wohnung.

„Wir haben uns eine menschliche, freiere und vielfältigere Kunstinstitution gewünscht“, erzählt Anna Kinzler, „wir wollten weg vom klassischen Kunstmarkt.“ Und Ohno sagt nicht ohne Stolz: „Das Haus ist wie eine lebende Skulptur, eine mobile Installation, alles wird hier inszeniert und ständig wieder verändert.“ Im Zentrum des Komplexes liegt der Halle eins oder Ideenschmiede genannte Wohnraum. Er beherbergt nicht nur Couch, Waschmaschine und diverse textile Skulpturen des kinzler-ohno-schen Modelabels Nadelkanal, sondern auch eine perfekt ausgestattete offene Küche. In ihr arbeitet Mario Ohno an einem langjährigen Projekt: Er zaubert auf Anfrage drei- bis achtgängige Menüs im St. Amour. Das ist seine flexible „Einzimmertafel“, die im neuen Domizil endlich „Platz für zwanzig Gäste bietet statt nur für fünf oder acht wie frü-

her“. Den Ausschlag für die Einrichtung von St. Amour gaben zum einen Beuys' Idee von der Kunst als „sozialer Plastik“, zum anderen ein deutsch-polnischer Künstleraustausch 1993, für den Ohno die eingangs erwähnten Teller gestaltete und die Teilnehmer mit einem kulinarischen Happening verwöhnte, weil Kochen schließlich „eine grundsätzliche gestalterische Maßnahme mit kommunikativem Aspekt“ sei.

„Meine künstlerischen Arbeiten waren immer Gratwanderungen zwischen angewandter und freier Kunst“, gesteht Ohno schmunzelnd, „bei mir wird der Betrachter zum Benutzer.“ Der liebevoll Pleasureground getaufte Hinterhof überrascht die Besucher mit nostalgischen Friseurssesseln, Kunstobjekten und einer Bar – ein Flair, das man eher in Berlin-Friedrichshain suchen würde als in Stuttgart-West. Jenseits des Hofes tummeln sich bei den Vernissagen in Halle drei, dem großzügigen Galerieraum, bis zu hundert Gäste. „Wir hatten schon zwei Malereiausstel-

lungen und ein Minifestival mit Videoarbeiten von Studenten der Freien Kunstakademie Nürtingen“, erzählt Mario Ohno. Junge und „vor allem unbekannte, unverbrauchte Leute“ sollen hier ein Forum bekommen, wie Anna Kinzler erklärt.

Was in den Reinsburghallen passiert, wird auf liebenswert altmodische Weise kommuniziert: Wer über die Veranstaltungen – etwa eine Warhol-Filmnacht im April oder eine Ausstellung der Fachhochschule für Kunsttherapie Nürtingen im Mai – informiert werden will, bekommt eine Einladung zugeschickt, „als haptische Post, mit echten Briefmarken drauf“. Das dürfte im Mailzeitalter auch eine „inkommensurable Größe“ sein, denn am Boden des mittlerweile leer gegessenen Tellers erscheint die Definition: „Das sind solche, die durch kein gemeinsames Maß gemessen werden können...“

■ Reinsburghallen, Reinsburgstr. 86 A, 70178 Stuttgart, Telefon 6 20 70 80

EX LIBRIS

Venedigs alter, unfehlbarer Zauber

„Orfeo“ – Elisabeth Binder schickt einen alten Mann auf die Suche

Von Barbara Schaefer

War er gekommen, diesen Blick noch einmal zu suchen? fragt sich der „Schweizer Fabrikant Bauer“, der nach Venedig fährt, um nach vierzig Jahren seine ehemalige Frau noch einmal zu sehen. Er war damals der Herr Direktor, sie eine Gastarbeiterin, die Ehe hatte als nicht standesgemäß gegolten. Aber sie hatte ihm einen Blick zugeworfen, den er nicht mehr vergessen konnte. Sie betrog ihn, er warf sie hinaus und bereute vierzig Jahre lang. Igelte sich ein, teilte seinen Haushalt mit einer Katze.

Elisabeth Binder liefert wechselnde Perspektiven, schon nach wenigen Seiten lernt der Leser „sie“ kennen, Stella. Sie hat einen Hund, einige Freundinnen, und sie hatte eine große Liebe. Dieser Mann starb unter nicht geklärten Umständen. Aber einen Krimi will Binder uns nicht erzählen – sondern die Geschichte von Orpheus, der seine Eurydike wiederhaben will, denn „Orfeo“ heißt der Roman. Eine wundersame Titelwahl, denn der muffige Zausel ist wirklich kein Sänger, eher ein stumm gewordener Mann, und in der Unterwelt lebt Stella-Eurydike wahrlich nicht, sondern eben in Venedig.

Ausgerechnet. Hätte sich die Autorin nicht eine einfachere, weniger beschriebene Stadt aussuchen können? Padua etwa. Der Kopf des Lesers ist vollgestopft mit Venedig-Impressionen, auch aus der Literatur.

Solche Sätze schwirren da herum: „Eine widerliche Schwüle lag in den Gassen, die Luft war so dick, daß die Gerüche, die aus Wohnungen, Läden, Garküchen quollen, Öldunst, Wolken von Parfum und viele andere in Schwaden standen.“ – Thomas Mann, „Der Tod in Venedig“. Es ist nun einmal so, dass sich daran messen lassen muss, wer schreibend nach Venedig reist. Bei Binder klingt das so: „An einer Stelle, wo ein paar Stufen ins Wasser hinunterführten, blieb er lange stehen und beobachtete den fettgrünen Seetang.“ Sie wirft dem Leser Impressionen hin, wie man einen Hund mit Leckerbissen anlockt: „Ein kleines gelbes Stück sonnenbeschienener Mauer. Marmoreln des Wassers. Eine Altfrauenstimme, herumvagabundierend.“ Im Ausdruck ist die Schweizerin dabei nicht immer auf der Höhe der Schriftsprache. Sie schreibt vom Nachmittag, „wo er Äpfel aufgelesen hatte“, und vom Karneval, „wo sie nicht maskiert war“. Manches – „er hat warm“, „Nachtessen“ und „Kontrollzettel“ – könnte als Helvetizismus durchgehen.

Vielleicht wäre es ohnehin besser gewesen, Elisabeth Binder hätte den Roman in Zürich spielen lassen. Denn frei vom Ballast der viel beschriebenen Stadt könnte sich der Leser freuen an der Fortentwicklung der Geschichte, die hier nicht verraten sei, und an den anrührenden Beschreibungen des Alters und der Liebe im Alter. Der Fabrikant steht auf dem Markusplatz, und da kommt sie ihm entgegen, gebeugt und auf einen



Elisabeth Binders „Orfeo“ muss sich mit großen Venedigerzählungen messen. Foto Peitsch

Stock gestützt, für ihn aber wird „etwas Anmutiges, Graziles“ sichtbar, „entfaltete, wie um ihn wehrlos zu machen, noch einmal seinen alten, unfehlbaren Zauber“.

■ Elisabeth Binder: Orfeo. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart. 168 Seiten, 17 Euro.

Die Geschichten der anderen

Franziska Gerstenberg verteilt „Solche Geschenke“

Von Anja Hirsch

Sie sind jung, flügge, ungebunden. Wie die einundzwanzigjährige Tine, die ihre Wohnung von altem Kinderkram befreit. Offenherzig zieht sie in die Welt. Bin ich schön? Sieht mich wer? Fällt mir wer auf? In der Stadt setzt man sich in solchen Stimmungen in ein Café. Besser noch: in die „EssBar“. Auf keinen Fall in die Mensa. Am besten ans Fenster. Die achtundzwanzigjährige Franziska Gerstenberg hat ein Gespür für komische Situationen und die Gabe, sie mit wenigen Worten einzufangen. Mit der gleichen sprachlichen Eleganz führt sie ihre Figuren dann geradewegs in die Gefahrenzonen. Tine gefällt der Mann am Nachbartisch. Er hört so gut zu! „Wobei er mich gegen mich selbst verteidigt, er nimmt mich die ganze Zeit in Schutz.“ Was will man mehr? Nur knapp entgeht sie dann einer Vergewaltigung.

Franziska Gerstenberg dampft in ihrer neuen Geschichtensammlung „Solche Geschenke“ souverän große Themen auf Kleinformat zusammen, erprobt sie aber nie am Ernstfall. Von Schwellenräumen handeln ihre Geschichten; von der Auflösung alter Strukturen und dem Übertreten in neue Verhältnisse; auch vom Verharren im Vertrauten. Man staunt über die Menschenkenntnis, die sich darin spiegelt. Im Zentrum steht aber noch etwas, das diese Erzählungen weit über solides Schreibhandwerk hi-

nausragen lässt: das Leben aus zweiter Hand. Wie man Lesende in eine Geschichte hineinzieht, weiß die für ihr Debüt „Wie viel Vögel“ (2004) hoch gelobte Autorin, die am Literaturinstitut Leipzig ihr Handwerk lernte, mit schlafwandlerischer Sicherheit. Doch wie auch ihre Figuren in das Leben der anderen hineingezogen werden, bis sie fast zur Unkenntlichkeit darin verschwinden, als wäre es ihr eigenes, das ist der spannende Kern, um den sich ihre neuen Erzählungen Schwindel erregend drehen.

Die Empfänglichkeit für die Geschichten der anderen speist sich aus der Unentschiedenheit. Gerstenbergs Figuren bieten sich als Wegstreckenbegleiter regelrecht an, weil sie selbst nicht recht wissen, wohin. Wenn sie Glück haben, weist man ihnen rechtzeitig die Tür. Wenn sie Pech haben, bleiben sie nächtelang wach und warten auf die endgültige Eingliederung in den Alltag des anderen.

Nie aber ist die Unaufrichtigkeit mancher Figuren hier nur ein erzähltechnischer Kniff, um die Umgebung möglichst ungestört scannen zu können. Die Erzählenden registrieren feinfühlig die Symptome anstehender Katastrophen, ohne zu bemerken, wie sie selbst gerade Teil davon werden. Das vielleicht ist so irritierend an ihnen. Und das macht diese Texte so anziehend.

■ Franziska Gerstenberg: Solche Geschenke. Erzählungen. Schöffling & Co., Frankfurt a. M. 244 Seiten, 18,90 Euro.